

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

an ihm Mutterstelle; denn man wußte immer noch nicht, wo die Gräfin Guido hingekommen war. Anfanglich hatte man vermuthet, sie wäre mit ihrer Tochter auf einem Meierhof verborgen; da aber Wochen und Monate vergingen, ohne daß sogar die Rigoret's etwas von ihr erfuhren, gab man die Hoffnung auf, sie wiederzusehen.

Als Brutus Hureuil zum Vater Rigoret kam, fiel ihm sogleich die Schönheit seiner Tochter auf. Er war höflich und suchte sich einzuschmeicheln: er sei von vielen Leuten verleumdeter worden, er wolle doch nur die Menschen glücklich machen, nachdem sie gar zu lange von den Königen und Adligen unterdrückt gewesen; die Schreckensherrschaft sei eine Nothwendigkeit, um die Feinde der Republik zum Schweigen zu bringen, bald aber kommen bessere Zeiten und alle Franzosen werden dann die Wohlthaten der Revolution anerkennen. So sprach er häufig bei seinen öfteren Besuchen; denn unter dem Vorwand, Auskunft über sein Besitztum zu holen, kam er oft zu Rigoret.

Vater Rigoret, sprach er eines Tages, Ihr seid ein braver Mann, passirt aber für einen Freund der Aristokraten und der Chouans; da man jetzt in Folge der gegen die Republik angezettelten Verschwörungen mit doppelter Strenge gegen die Verdächtigen vorgehen muß, so seid Ihr in Gefahr, eines schönen Morgens arretirt zu werden. Ich kenne ein Mittel, in Sicherheit zu bleiben; es hat schon vielen anderen Glück gebracht. Gest der Republik ein Zeichen der Aufrichtigkeit, indem Ihr Eure Tochter an einen guten Republikaner verheiratet; dann habt Ihr nichts mehr zu fürchten."

Da der alte Verwalter stumm zuhörte, wandte sich der neue Schloßherr zu Luise: "Fräulein, hab er an, berücksichtigen Sie das Wohl Ihres Vaters, und gestatten Sie mir die Mittheilung, daß ich vom ersten Tage an Ihrer anmuthigen Person wohlgeneigt war: schenken Sie mir Ihre Hand, ich verspreche Sie glücklich zu machen."

Vater und Tochter wechselten einen verständnißreichen Blick, aus dem Ueberraschung und Entrüstung herauszulesen war. "Wie! Sie wagen es, tief schließlich Rigoret aus, und einen solchen Antrag zu machen! Meine Toch-

ter soll den Mörder unserer Herren heirathen, und ihn soll ich als Tochtermann haben! Nein, nie und nimmer! Tausendmal sterben, als diese Unehre!"

Hureuil verließ brummend das Haus. Einige Tage später wurde der alte Verwalter in Haft genommen, auf einen Karren geschoben und nach Rennes gefahren. Seine Tochter hatte umsonst gebeten, ihn begleiten zu dürfen; sie war in brutaler Weise zurückgestoßen worden. Allein am selben Abend vertraute sie den kleinen Raoul einer ehrbaren Bauernfamilie an und ging nach Rennes. Dort stellte sie um die Erlaubniß, die Gefangenschaft ihres Vaters zu theilen; man gewährte ihr nicht einmal den Trost, ihn sehen zu dürfen. Tage und Wochen vergingen, und Luise blieb ohne Nachricht von ihrem Vater; gerüchweise erfährte sie bloß, daß die Verhafteten massenweise in stinkenden Kerlern eingesperrt waren. Selbstverständlich war daher ihr Herz nur mit Schmerz erfüllt beim Gedanken an die Lage ihres leidenden Vaters. Stundenlang harrte sie täglich am Thore des Gefängnisses aus. Von Zeit zu Zeit sah sie Reihen von Unglücklichen heraustrreten, die zum Blutgerüst geführt wurden: unter ihnen waren Frauen und Greise. Vielleicht wird morgen, dachte sie mitunter, auch mein Vater dabei sein, und dieser Gedanke machte sie beinahe wahnsinnig. Als sie einmal Abends in's Haus kam, wo sie ein kleines Zimmer gemiethet hatte, übergab man ihr einen Zettel, auf dem sie las: "Noch ist es Zeit, Ihren Vater zu retten; haben Sie aber Eile und geben Sie der Republik das verlangte Unterpfand."

Ueber die Bedeutung dieses Briefchens konnte sich Luise nicht täuschen. Was anfangen? Die Frau von Brutus Hureuil werden? Wie aber andererseits das zur Rettung des Vaters nothwendige Opfer nicht bringen wollen? Sie erinnerte sich der Entrüstung, mit welcher ihr Vater den schändlichen Handel zurückgewiesen hatte; sie sah ihn aber auch im Geiste, wie er im Kerker schmachtete, wie er vor das Gericht und von dort zur Guillotine geschleppt wurde. Der Gedanke an die Rettung drängte schließlich jede andere Rücksicht abseits. Als sie am Morgen aufging, stand Hureuil auf der Lauer und erwartete sie; Luise ging geradewegs auf ihn

176

zu und sprach mit thränenersüßter Stimme: "Ich will."

Am ersten Tage nach der Hochzeit verbreitete sich die Nachricht, Robespierre sei gestürzt, die Schreckensherrschaft höre auf, die tausendweise eingesperrten Leute erlangen ihre Freiheit wieder. Was mußte da nicht in Luise's Seele vorgegangen sein? Kaum war sie die Frau von Brutus Hureuil geworden, so erfuhr sie, daß die Heirath nicht nothwendig gewesen wäre! Welch' eine Lage!

Rigoret war wegen seines leidenden Zustandes einer der ersten, den die Gefängnißwärter frei ließen. Seine Tochter erwartete ihn vor dem Thore mit einem Tragesessel. Bei ihrem Anblick stieß er ein Freudengeschrei aus und sank in ihre Arme. Sie ließ ihn in die Wirthschaft tragen, wo sie zwei Zimmer bestellt hatte. Nach den ersten Umarmungen fiel sie ihm zu Füßen und theilte ihm ihre Verheirathung mit. Das war ein Blitzschlag für den alten Verwalter: er richtete sich auf, stieß sie zurück und erklärte ihr, daß er sie nicht mehr für seine Tochter anerkenne, weil sie sein graues Haar entehrt hatte. Dann brach er plötzlich zusammen und — war todt.

Bei der Nachricht, daß Robespierre und seine vornehmsten Mitverbrecher enthauptet waren, nahm Hureuil die Flucht; da aber die meisten der alten Schreckensmänner, welche nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatten, strafflos ausgingen, kehrte er zu seiner Frau zurück. Sie zwang ihm das Versprechen ab, daß sie weder Kermolek noch Alleur (so hieß das kleine Besitztum Rigoret's) bewohnen würden. Er mienete ein Landhaus in der Nähe von Rennes und ließ die Politik ganz fahren; von der Habsucht geplagt, ließ er sich auf Getreide Spekulationen ein, sogar auf Heereslieferungen, und gewann in kurzer Zeit viel Geld.

Luise hat den kleinen Raoul in einem Pensionat zu Rennes untergebracht und besuchte ihn allwöchentlich. Der junge Kermolek wußte, mit wem sie zusammenleben mußte, bekam aber nie Gelegenheit, den Menschen zu sehen. Als er 17 Jahre alt war, engagierte er sich in ein Reiterregiment, machte mehrere Feldzüge Napoleons mit, und als er kaum zum Lieutenant befördert war, schlug ihm eine Kanonenkugel einen Fuß ab. Luise erfuhr dies durch einen

Brief aus Mainz, wohin er transportirt worden war. Sie reiste dorthin und pflegte ihn sorgsam, um so mehr, als sie keine Kinder hatte. Sobald sein Zustand das Reisen gestattete, brachte sie ihn nach der Bretagne zurück. In Rennes erfuhr sie, daß ihr Mann nach Kermolek übergesiedelt und dort beim Baden im Schlosteich ertrunken war. Kraft eines Testaments hinterließ er ihr sein ganzes Vermögen.

Luise war nicht einen einzigen Augenblick im Zweifel darüber, welchen Gebrauch sie aus der Hinterlassenschaft zu machen hatte. Dem Erben der Grafen von Kermolek stellte sie das väterliche Landgut zurück und fügte eine Geldsumme bei, die dem Ertrag gleichkam, welchen das Besitztum seit dem Erwerb desselben durch ihren Mann abgeworfen hatte. Den Rest von Hureuil's Vermögen gab sie den Armen. Raoul willigte in ihren großmüthigen Entschluß nur unter der Bedingung ein, daß Luise mit ihm das Schloß bewohnen würde. Die Zustimmung fiel ihr nicht schwer. Zwanzig Jahre lang leitete sie, wie eine zärtliche Mutter, den Haushalt des Grafen Raoul von Kermolek und starb im Jahre 1829. Ihr Andenken war in der ganzen Umgegend ein gelegnetes.

Anno 1832, in Folge eines Auftrags der Herzogin von Berry, Mutter Heinrich's V., machte man in der Bretagne und den benachbarten Provinzen Niene, einen Aufstand zu Gunsten des legitimen Königthums zu beginnen. Graf Raoul nahm keinen Antheil daran, machte aber auch kein Hehl aus seinen Gesinnungen für die Bourbonen. Eines Tags wurde die Nachricht ausgesprengt, daß die Herzogin von Berry, die man überall suchte, im Schloß Kermolek versteckt war. Eine Kompagnie Fußsoldaten kam und stellte eine Untersuchung an; man durchstöberte alle Winkel des Schloßes, zertrümmerte Theile des Tafelwerkes, riß den Fußboden auf, durchlöcherete die Mauern und Wände, alles vergebens. Indes entdeckte man doch ein Schlupfloch hinter dem Ramin eines Schlafzimmers, wovon kein Mensch im Schloß etwas wußte. Darin fand man ein Frauenstelet und ein Kindesstelet: Ueberreste der Gräfin Guido und der kleinen Anna. Wahrscheinlich hatte dort Graf Guido, beim Besetzen des Schloßes durch die Revolutionäre seine Gemahlin eingeschlossen, und ist dieselbe

nach
bunge
könne
In
Gra
seiner
nur
etwa
halb
das
dante
Freu

Da
bänd
einen
Stoc
Thur
Kape
dem
mieg
eine
Salz
Schl
Von
Kape
einen
wapp
fabri
Stoc
Gan
N
mei
hat
Die
schon
Luise
war
und
mit
un
wur
auf
E
der
aus
beh
eing

nach langem Warten mit ihrem Kinde verhungert, ohne die Klappthüre mehr öffnen zu können.

Infolge unglücklicher Spekulationen mußte Graf Naoul im Jahre 1834 den größten Theil seines Landgutes veräußern, und behielt er nur noch das Schloß mit vier Fermes und etwa vierzig Hektar Wald und Haide. Er starb bald nachher ohne Erben seines Namens, und das Besizthum wurde durch den Kommandanten a. D. Dumoulin, Vater meines Freundes Ernst, käuflich erworben.

III.

Das Schloß Kermolek war ein großes Gebäude von düstern Ansehen, bestehend aus einem ziemlich hohen Erdgeschos und einem Stockwerk; auf der einen Seite war ein dicker Thurm angebaut, auf der andern eine alte Kapelle, die gegen den Hof vorstand. Zwischen dem Schloß und dem Teich lagen die Dekonomiegebäude. Man trat fast ebenen Fußes in eine große Hausflur, auf welche rechts zwei Salons und ein Speisezimmer, links zwei Schlafzimmer und der Bibliotheksaal mündeten. Von der letztern Seite führte ein Gang zur Kapelle, und gegenüber gelangte man durch einen andern Gang zur Küche, die im erwähnten Thurme lag. Hinten in der Hausflur führte eine große steinerne Treppe in den ersten Stock, durch dessen ganze Länge ein breiter Gang sich hinzog.

Nachdem Freund Ernst mir im Erdgeschos mein Zimmer neben dem seinigen angewiesen hatte, berichtete er mir über das Hauspersonal. Die 50jährige Köchin, Namens Babette, stand schon in Diensten des Schlosses zur Zeit der Luise Migoret. Joseph, der uns abgeholt hatte, war Kammerdiener und zugleich auch Kutscher und Gärtner. Dann kam Jean Goudal, der mit dem Jagdhüttertitel das Stallmeisteramt und die Ackerbaudirektion verband. Schließlich wurden noch ein Ackerknecht und eine Viehmagd aufgezählt.

Ein fettes Nachtessen tröstete unsern Magen, der in den Wirthschaften, deren Kundschaft aus den Diligence-Reisenden besteht, schlecht behandelt worden war. Als wir den Kaffee eingenommen hatten, sagte Dumoulin zu mir:

— Wie findest du mein Kermoleker-Schloß?

— Gar groß für einen Menschen. Du solltest heirathen. Gefällt es dir hier?

— Ja und nein. Die Bretagner sind brave Leute, aber sonderlich. Denke dir, ob schon ich bereits 20 Jahre hier wohne und den Süden, wo ich geboren bin, ganz vergessen habe, sehen mich sogar meine eigenen Leute immer noch wie einen Fremden an. Dann tragen sich hier auch Dinge zu, die mir nicht zusagen... Glaubst du an Gespenster?

— Nie und nimmer. Daß man aber in der Bretagne an solche Sachen glaubt, wundert mich nicht. Im Elsaß leben auch viele Landleute in dem Wahne.

— Es will mir dünken, als spreche man in keinem Lande so viel von Gespenstern wie hier. Du würdest z. B. keinem meiner Diener und Ackerleute ausreden, daß bisweilen während der Nacht Seufzer aus dem Teiche gehört werden; es soll die Seele von Brutus Hureuil sein. Dann spricht man auch viel von einer Dame, die mitunter in der Nacht um das Schloß herumgeht. Dann soll sich auch von Zeit zu Zeit ein Ungeheuer im Walde zeigen, u. s. w., u. s. w.

— Ich will hoffen, mein Lieber, daß dir das alles keine Angst macht.

— Gewiß nicht. Doch gibt es Augenblicke, wo ich wahrlich nicht weiß, was ich denken soll. So hat man schon mehrmals während der Nacht Lärm in der Kapelle gehört; sobald man hineinkam, war alles fertig. Ein Mal habe ich selbst die Glocke der Kapelle anschlagen hören, und doch befindet sich das Seil im Innern und beide Thüren waren verschlossen. Auch hörte ich im vorigen Winter, mehrere Nächte nacheinander, zwischen zehn und elf Uhr an meine Zimmerthüre klopfen. Wenn ich öffnete, war niemand da. Einmal jedoch war es mir, als habe ich Schritte auf der Treppe vernommen. Da es ein Spaß irgend eines Dieners sein konnte, entschloß ich mich, ihm einen tüchtigen Denzettel zu geben: um neun Uhr spannte ich ein Seil etwa einen Schuh hoch über eine Stufe mitten auf der Treppe und wartete mit einem dicken Knüttel in der Hand. Nach kaum einer Viertelstunde klopfte es. Im Nu war die Thüre auf und in dem durch mein Zimmerlicht erhellten Dunkel glaubte ich eine Menschengestalt wahrzunehmen: ich verfolgte sie bis auf

die ersten Stufen der Treppe, und dort . . . fertig. Mein Seil hatte seine Wirkung verfehlt. Erkläre mir das alles.

— Sehr leicht. Um mit der Kapelle anzufangen, so kann ein Nachtvogel mit dem Kopf an die Fenster rennen, eine Kaze kann mit dem Glockenseil spielen und auf der Mäusejagd einen Betstuhl umstoßen; das ist meine Erklärung. Was das Klopfen an der Thüre betrifft, so kann es, wie du selbst dachtest, ein Streich irgend eines deiner Leute oder auch eines Spatzvogels aus der Nachbarschaft sein. Wie aber, wirst du einwenden, soll der Mensch, wenn es ein Mensch war, nicht über das Seil gestürzt sein? Da werde ich dir antworten, daß er vielleicht die Treppe nicht hinaufgesprungen ist, sondern sich auf die Seite gedrückt hat, um dir den Weg freizulassen. Möglich ist auch, daß eine Fledermaus an deine Thüre gerannt und alles übrige bloß ein Produkt deiner Einbildungskraft war. Einmal glaubst du Schritte vernommen zu haben, es waren vielleicht deine eigenen. Ein andermal hast du eine Menschengestalt gesehen, vielleicht war es dein eigener Schatten. Der Mensch täuscht sich so leicht!

— Du kannst Recht haben. Ich habe dir aber noch nichts gesagt vom blauen Zimmer. Es liegt am Ende des oberen Hausganges, auf der Thurmseite. Hinter dem Kamin jenes Zimmers hat man anno 1832 das Skelett der Gräfin Guido und der kleinen Anna gefunden; dort auch pflegte Brutus Hureuil zu schlafen, wenn er nach Kermolek kam, und dort blieb seine Leiche, nachdem sie aus dem Teiche gezogen war, drei Tage lang aufgebahrt. Du kannst denken, was für Geschichten durch diese Erinnerungen zu Tage gefördert wurden! Im ganzen Lande sagt man, ein Gespenst verkehre allnächtlich in jenem Zimmer. Seit Hureuil's Tod wurde es nicht mehr bewohnt. Ein einziges Mal, vor 8 oder 9 Jahren, schlief jemand dort; meine Eltern lebten noch. Wir hatten Besuch aus dem Süden, und ein junger Vetter logirte in dem Zimmer. Um Mitternacht schreckte er das ganze Schloß aus dem Schlafe, und erzählte, daß er mit einem Gespenst zu kämpfen gehabt hatte. Mein Vater glaubte ihm nicht: er nahm an, daß mein junger Vetter, der nur mit Widerwillen in jenem Zimmer schlief, die ganze Geschichte erfunden hatte, um seine Angst

und Feigheit zu rechtfertigen. Alle Welt aber glaubt daran, und um kein Geld würde jemand aus meiner Dienerschaft die Nacht darin zubringen.

— So! wohlan denn! dann will ich dort schlafen, und das gleich morgen.

— Sonderbarer Einfall! . . . Wenn du aber absolut daran hältst. . . Doch muß ich dir gleich sagen, daß man dort nicht einheizen kann: nach der traurigen Auffindung von 1832 ist der Kamin zugemauert worden.

— Das kann mich nicht zurückhalten. Ich bin von Kindheit auf daran gewohnt, in kaltem Zimmer zu schlafen.

Jetzt trat Babette ein und frug, wann wir morgen zu Mittag essen wollten.

— Um 10 Uhr, wie gewöhnlich, antwortete Ernst; auf die Jagd gehen wir erst nachmittags. Dann, Babette, saget dem Joseph, er solle morgen das Bett im blauen Zimmer machen: mein Freund will dort schlafen.

— Nicht möglich! rief Babette aus, haben Sie denn dem Herrn nicht erzählt, was in dem Zimmer schon alles passiert ist?

— Freilich, sagte ich, aber gerade deswegen will ich dort schlafen. Ich will den Bewohnern von Kermolek beweisen, daß man dort gar keine Gefahr läuft.

— Gar keine Gefahr! Großer Gott im Himmel! Und der junge Herr, ein Vetter des Herrn Ernst, der vom Gespenst erwürgt worden!

— Was erzählt Ihr schon wieder da für eine Geschichte? rief Dumoulin aus. Wie könnt Ihr denn sagen, daß mein Vetter erwürgt worden ist?

— Sie selbst, Herr Ernst, haben mir ja erzählt, daß er gestorben ist.

— Jawohl, 4 Jahre später, an einer Lungenentzündung.

Am andern Tage gingen wir nach dem Essen auf die Jagd; als wir zurückkamen, war es bereits vollständig Nacht.

— Siehst du keine Heiterkeit in der Kapelle? flüsterte mir mein Freund zu. Wer kann zu dieser Zeit noch darin sein?

In der Kapelle schien wirklich ein Licht zu brennen. Dumoulin wollte die äußere Thüre aufmachen; sie war verschlossen. Wir traten in die Hausflur des Schlosses; Ernst nahm

ein Licht, und wir gingen auf die innere Thüre der Kapelle zu: „Auch geschlossen! sprach er; bleib hier, ich will den Schlüssel holen.“

Einen Augenblick später war die Thüre offen; aber völlige Nacht in der Kapelle. Wir gingen wieder in den Hof hinaus, und die vorher gesehene Heiterkeit war verschwunden.

— Erkläre mir das, sprach Ernst; und nicht zum ersten Mal ist das passiert.

— Die Erklärung ist nicht schwierig; Der Widerschein eines Lichtes auf die Fenster der Kapelle . . .

— Warum aber kommt dann die Sache nur etwa alle 2 Jahre vor?

— Wahrscheinlich kommt das Licht nur selten an die Stelle, wo es Widerschein erzeugt.

— Ich weiß nicht, ob deine Erklärung das Räthsel löst. Wir wollen essen: mein Magen sagt mir, daß wir seit heute Morgen nichts genossen haben.

Das Nachtessen dauerte lang, wir hatten Hunger. Nachher gingen wir in die Küche, um nachzuforschen, ob der Befehl bezüglich des blauen Zimmers ausgeführt war. Joseph und der Jagdhüter saßen vor einem großen Kamin, wo das Feuer lustig flackerte. Die Viehmagd wusch das Tafelgeschirr. Babette bereitete den Glühwein, bei dem wir uns noch unterhalten wollten. Bei unserm Anblick war alles still, und die verstoßenen Blicke auf meine Person sagten mir deutlich genug, daß die Leute vorher von mir gesprochen hatten.

— Joseph, sagte mein Freund, habt Ihr das Bett im blauen Zimmer gemacht? Ist alles übrige bereit?

— Jawohl, Herr, jawohl. Auf dem Nachttisch steht eine Kerze mit Streichhölzern, sowie auch Wasser neben einer Zuckerbüchse. Feuer kann man leider keines machen, obschon es in der Nacht kalt ist.

— Wenn dies das einzige Unglück wäre! knurrte der Jagdhüter.

— Was sagt Ihr, Coudal? fragte Ernst.

— Ich sage nichts. Ich mische mich nie in Dinge, die mich nichts angehen. Indes hat jeder das Recht, zu denken was er will, und soeben sagte ich, daß ich lieber den Kampf gegen einen oder sogar gegen 10 rasende Wölfe aufnehmen möchte, als nur eine Nacht im blauen Zimmer zubringen. Gegen Wölfe kann man

sich vertheidigen, nicht aber gegen Geister. Mein Vater selig hat mehr als einmal erzählt, daß es schon vor der großen Revolution ein Gespenst im Wald von Kermolek gab. Der Herr Graf Guido hielt es für einen Wildddieb, der dem Jagdhüter Bange machte. Einst sprach er zum Jagdhüter Ullivan: „Wenn du das Gespenst noch einmal antriffst, so jage ihm eine Kugel in den Leib, und du wirst sehen, daß es kein Geist ist“. Einige Tage später erblickte es Ullivan beim Mondschein, etwa 100 Schritt vor sich. „Halt oder du bekommst Blei in den Leib!“ schrie er. Statt zu fliehen, kam das Gespenst auf Ullivan zu, die Faust ballend und ein Thiergeschrei ausstoßend. „Nicht weiter vorwärts! schrie wiederum Ullivan; sage zuerst, wer du bist, und werfe deinen Mummenschanz ab.“ Das Gespenst kam aber immer näher und wurde drohender. Auf 10 Schritt Weite drückte Ullivan los, und das Gespenst stand vor ihm und glogte ihn mit großen grinsenden Augen an; ein zweiter Schuß ging los, und das Ungeheuer verschwand in der Luft, einen starken Schwefelgeruch zurücklassend. Als Ullivan nach Hause kam, war sein Leib kohlschwarz, und er starb im Laufe der Woche.

— Und Ihr glaubt es? erwiderte Dumoulin.

— Warum soll ich's nicht glauben, weil mein Vater es erzählt hat, und mein Vater hat nie gelogen.

— Und Frau Marie-Jeannette vom Hofe Di eich hat auch nicht gelogen, sprach Babette: sie hat mir heute erzählt, daß seit acht Tagen die Dame dreimal in der Schlossallee gesehen worden ist. Auch die Seele des Brutus Hureuil soll man jetzt fast jede Nacht im Teiche hören. Das alles bedeutet nichts Gutes.

— Glauben Sie mir, mein Herr, fügte Babette bei, indem sie mir näher kam, schlafen Sie heute Nacht wo sie gestern Nacht geschlafen haben. Man soll die Geister nicht stören.

Im Zimmer des Freundes Ernst verbrachten wir gemüthlich den Abend, indem wir uns am Glühwein gut thaten und ungezählte Cigarren in Asche verwandelten. Um elf Uhr fanden wir, daß es an der Zeit wäre, das Bett aufzusuchen. Ernst holte in dem Hausflur eine kleine Laterne. Dieselbe war von einer dicken Staubschicht bedeckt, so daß sie nur ein düsteres Licht verbreitete. Nachdem sie mein Freund angezündet

hatte, machte er darüber eine Bemerkung, indem er über die Nachlässigkeit des Dieners schimpfte, der dieselbe nicht gereinigt hatte. — Nun, sie wird schon genügen, um dich bis zu deinem Zimmer zu geleiten, wo du eine Kerze finden wirst... So bist du denn wirklich entschlossen, dem Gespenst im schrecklichen Zimmer die Stirne zu bieten?

— Wie kannst du nur daran zweifeln?

— Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich ebensowenig als du an Geister glaube. Sicher ist indessen, daß hier sonderbare Dinge vorkommen. Du wirst mir nicht ausreden, daß ich im vorigen Winter beim Öffnen meiner Thüre Menschenschritte wahrgenommen habe. Auf alle Fälle nimm da diesen Stockdegen mit dir. Ist das Gespenst nicht allzu bössartig, so striegelst du es bloß mit dem Stock; ist es damit nicht zufrieden, so stoße ihm den Degen in den Ranz. Dann noch was: das Seil auf der Treppe hat einmal seine Wirkung verfehlt; wenn wir es wieder spannen, so ist das vielleicht keine ganz nutzlose Vorsichtsmaßregel.

— Wenn aber jemand von deiner Dienerschaft während der Nacht hier zu thun hätte, so könnte er den Hals brechen.

— Sei unbesorgt. Die Dienerschaft hat auf der Treppe nichts zu suchen. Ihre Stiege befindet sich im Thurm, wo Joseph und Babette schlafen, während Coudal, der Knecht und die Viehmagd über den Stallungen logieren. Uebrigens bin ich der erste auf den Weinen und werde ich das Seil vor Tag wegnehmen.

Beim matten Schein der Laterne spannte Ernst das Seil über eine der Treppenstufen und wollte mich dann in das verschriene Zimmer führen.

— Du brauchst nicht mitzugehen, wehrte ich ab, du hast Schlaf, nach all' dem Gesagten finde ich den Weg: oben an der Treppe rechts, dann hinten im Gang die letzte Thüre links... Gute Nacht!

Ich betrat das Zimmer mit einer gewissen Befriedigung darüber, daß die Leute von Kermosek meinen Muth nicht unterschätzen würden. Ich stellte die Laterne auf das Nachttischchen und da ich keine Lust verspürte länger aufzubleiben, hielt ich es nicht für notwendig, die Kerze anzuzünden. Ich setzte den Stockdegen so neben das Bett, daß ich ihn im

Nothfalle gleich zur Hand hätte. Als ich die Thüre schließen wollte, versagte mir das alte Schloß den Dienst. Deshalb rückte ich einen Lehnstuhl gegen die Thüre und stellte zwei Stühle darauf. Als ich im Bette lag, schaute ich nochmals nach dem bereitstehenden Stock und blies das Licht aus.

Der Schlaf, den ich vorher verspürt hatte, war jetzt gewichen. Unwillkürlich dachte ich an die Entdeckung hinter dem Kamin im Jahre 1832, stellte mir den entsetzlichen Todeskampf der unglücklichen Gräfin Guido vor, ihr klägliches Rufen nach Hilfe, ihr vergebliches Bemühen, die fatale Klapptüre aufzumachen, die grauenvollen Leidensstunden, die sie mit ihrem Töchterchen hier in diesem Zimmer zubringen mußte. Dann dachte ich auch an Brutus Furenil und sein tragisches Ende, an die bleifarbigte Leiche des Ertrunkenen, welche drei Tage lang hier auf diesem Bette lag. Umsonst bemühte ich mich, die düsteren Bilder zu verschrecken; sie kamen stets wieder. Mitunter hörte ich das Arbeiten eines Insektes im Gefäß, das Krachen eines Möbels; ich suchte mir einzureden, daß ich im alten Hause meines Vaters zu Straßburg oft ganz Aehnliches gehört hatte; trotzdem hatte ich jetzt Empfindungen, die mir früher unbekannt waren. Ich fing an, die Einwirkung der befremdlichen Dertlichkeit zu verspüren. Vom Unsinn der Gespenstergeschichten war ich nicht mehr so fest überzeugt. Ich mußte mir sagen: Leute, die mir mindestens gleichstehen, Gelehrte, Schriftsteller, berühmte Denker, glaubten an Geistererscheinungen; ist es durchaus bewiesen, daß dieser Glaube auf nichts beruhe? Was wissen wir denn schließlich? Können wir unser eigenes Dasein und das Dasein der Welt erklären? Sind wir berechtigt, die Möglichkeit von dem oder jenem zu leugnen? Ist es bewiesen, daß die Seele, einmal vom Körper geschieden, dem von ihr im Leben bewohnten Orte ganz fremd bleibt und ihre Gegenwart nicht mehr fühlbar zu machen vermag?

Zudem ich mich diesen Gedanken hingab, schien es mir auf einmal, als sei von außen an die Thüre gestoßen worden. Ich setzte mich aufrecht und griff nach den Streichhölzern. Plötzlich kam ein neuer Stoß, und die Stühle, welche ich auf den Lehnstuhl gestellt hatte, fielen

herunter. Ich steckte rasch das Licht an, sprang aus dem Bette und zog den Stockdegen. Einige Schritte vor mir gewahrte ich ein Weibsbild, das nach der Mode des vorigen Jahrhunderts frisiert und gekleidet war und mich anstarrte.

Meine Haare auf dem Kopf standen zu Berg, ich wich erschrocken zurück. Beim Zurückweichen stieß ich den Nachttisch um, und mit ihm das Licht. Da stand ich nun im Finstern, im Hemd, barfuß, nach der Thüre suchend, über die umgefallenen Stühle stürzend. Die Thüre war halb offen, vom Lehnstuhl angehalten, und ich brauchte eine ganze Minute, die mir wie ein Jahrhundert vorkam, um hinauszukommen. Im Ausgang war dicke Finsternis, ein eisfalter Wind drang unter heftigen Stößen herein. Die Erscheinung vor Augen, mich vom Gespenst verfolgt wahnend, die Augen schließend, um es nicht zu sehen, der Wand entlang tappend, eilte ich nach der Treppe. Währenddessen hörte ich am andern Ende des Ganges ein Wassergelirr, ein Geräusch von altem Eisen, wie einen Hexentanz, einen Höllenlärm. Draußen wüthete ein rasendes Unwetter, ein fürchterlicher Orkan.

Endlich faßte ich das Treppengeländer mit der Hand; kaum hatte ich aber einige Stufen hinter mir, da ertönte ein Gerassel sondergleichen. Außer mir vor Angst, vergaß ich das auf der Treppe gespannte Seil und stürzte den Kopf nach unten. Wie lange ich bewußtlos liegen blieb, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, wollte ich aufstehen; allein der linke Arm versagte mir den Dienst, und ich fühlte, daß einer meiner Füße an dem Seile hing. Ich machte eine Anstrengung und, durch mein Körpergewicht fortgerissen, stürzte ich vollends herunter. Alle meine Glieder waren wie gebrochen; umsonst versuchte ich aufzustehen; meine Stimme gab keinen Ton von sich. Auf die rechte Hand gestützt, rutschte ich mühsam auf den Knien bis zur Thüre meines Freundes. Daran pochte ich mehrmals, endlich hörte ich im Zimmer gehen, die Thüre flog auf, und Ernst, mit einer Pistole in der Hand, stand vor mir in den Unterhosen. „Wer da!“ schrie er mit bewegter Stimme. „Wie! du bist es, du? Großer Gott!“ fügte er hinzu, als er mich vor seinen Füßen liegen sah.

Ich jammerte, konnte aber kein Wort herausbringen. Er hob mich auf und setzte mich in einen Fauteuil vor dem Kamin, wo die letzten Holzstücke am Erlöschen waren.

— Ach! lieber Freund! armer Tross! du bist ganz blutig... Hast du weh! sagte er.

Er legte mir Kopfkissen unter die Füße, ein Federbett auf die Knie, eine Decke über die Schultern, wusch mich sanft mit einem Schwamme ab, fachte das Feuer an, zog mehrmals die Schelle der Dienerschaft.

So viel mein Zustand es erlaubte, erzählte ich ihm, was geschehen war.

— Endlich, sprach er, weil du gesehen hast, kannst du nicht mehr zweifeln! Erkennst du jetzt, daß an all' den Dingen mehr als bloß Einbildung ist?... Du wärest vielleicht besser im Bett als hier im Fauteuil... Du scheinst nicht zu wollen... Wenn du etwas gebrochen hast, ist es vielleicht besser, wenn du bleibst wie du bist, bis der Arzt kommt.

Inzwischen kamen Joseph und Babette. Beide schauten verwirrt drein; das wiederholte Schellen hatte ihnen etwas Außergewöhnliches angedeutet. Ernst erzählte ihnen in kurzen Worten, was geschehen war, vergaß aber den verdrießlichen Streich zu erwähnen, den mir das Seil gespielt hatte. Und jetzt, wand er sich zu Joseph, nehm schnell ein Pferd und holt den Dr. Lemaniou.

— So geht es, Herr Ernst! sprach jetzt Babette wie außer sich; wenn man auf die Leute im Lande nicht hört, wenn man alles besser wissen will... Hätten Sie den armen Herrn nicht vom blauen Zimmer abhalten sollen? Hatte ich nicht gesagt, man solle die Geister nicht stören? Wir Bretagner wissen das alles.

Allmählich besänftigte sich die alte Köchin, und setzte noch hinzu: Jetzt, da ich gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, gehe ich in meine Küche und richte eine gute Brühe und Pflaster zurecht, damit alles bereit sei, wenn Herr Lemaniou ankommt.

— Ist dein Arzt geschickt, frug ich meinen Freund, weiß er, wenn ich ein Glied gebrochen habe, es zurecht zu bringen?

— So viel Zutrauen kannst du in ihn haben, antwortete Ernst. Er ist ein alter Hausfreund, braver Mann, etwas originell, gibt sich viel mit Magnetismus und Spiritismus ab,

glaubt an die sich drehenden Tische... besonders nach dem Mittagessen.

Die Uhr hatte soeben drei geschlagen, als der Arzt eintrat. Ich sehe ihn noch mit seiner rothen Nase, seinen struppigen Haaren, hereinkommen wie der Wind; ich höre ihn noch.

— Welch' eine Nacht! ein Wetter, ein Wind, der die Häuser umstürzt! Nun, Herr Ernst Dumoulin, leugnen Sie noch was die Geschichte aller Jahrhunderte bezeugt, was die Stimme aller Völker bestätigt? Sehen Sie noch lächerliche Märchen in dem, was Millionen Menschen bis auf diesen Tag geglaubt haben?.. Ja, die Starkgeister!... Sie sind es also, mein Herr, der aus dem Elsaß gekommen ist, den Geistern von Kermolek Trost zu bieten?... Davon werden wir später noch sprechen.. Vorerst wollen wir Ihnen Hilfe bringen... Wo haben Sie weh, lieber Herr?... an diesem Arm, nicht wahr?... Lassen Sie mich anfassen.. nur keine Angst... Verrenkung der Achsel... kein Bruch... Versuchen Sie aufzustehen... ich will Ihnen helfen... so, langsam, ganz langsam... auf diesen Stuhl... Ich kann besser untersuchen... Gut, so... Sie haben weh an diesem Schenkel, ich sehe es... es hat vielleicht keine Bedeutung... eine starke Quetschung.. Blutigel ansetzen... einige Tage Ruhe... Schrammen im Gesicht, an den Füßen, überall... es nimmt nicht Wunder... der Athem ist gut... kein Zeichen von innerer Verletzung... Ueberhaupt nichts Gefährliches... Danken Sie Gott, lieber Herr, daß Sie so gut davon gekommen sind... Nun wollen wir zuerst den Arm wieder einrenken... Joseph, ruft den Coudal, wir brauchen ihn, und ihr, Babette, holt gleich ein Leintuch, ein Handtuch, einen Foulard, ein Stück alter Leinwand und Bindfaden... Herr Ernst, inzwischen würde ich gerne ein Cognacgläschen acceptiren.

Ich sehe heute noch Coudal's Gesicht, das er schnitt, als er mich in der unliebsamen Lage erblickte, in die ich mich trotz seiner Mahnungen gebracht hatte. Er sprach kein Wort, schien aber gar nicht unzufrieden darüber zu sein, daß er gegen mich und gegen seinen Herrn Recht behalten hatte. Als Babette wieder hereinkam und der Arzt mit dem Cognac im Kermoleker Schloß wieder auf's neue Freundschaft geschlossen hatte, nahm man folgende Operation vor:

Lemaniou band ein Ende des Handtuches

fest um meinen Vorderarm und reichte meinem Freunde das andere Ende. Dann legte er mir das Leintuch um den Körper, und Joseph und Coudal mußten hinter mir die beiden Enden desselben halten. — Achtung jetzt, sprach er; wenn ich „hop“ rufe, so ziehen Sie, Herr Ernst, nach vorne, und, Ihr beide, Ihr zieht nach hinten. Hierauf fasste er mit einer Hand meinen Oberarm und legte mir die andere auf die Schulter, und — hop, rief er... alles gut... laßt gehen.

Da nun das ausgesprungne Achselbein wieder eingerenkt war, band mir der Arzt den Foulard um den Hals, damit ich den Arm in der Schlinge tragen konnte. Dann half ihm Ernst mich in mein Bett führen oder vielmehr tragen. Dort untersuchte er mich noch einmal, um sich zu vergewissern, daß kein Schenkelbruch und keine Hüftverrenkung vorhanden war. — Jetzt, sagte er, braucht man nur noch Blutsauger anzusetzen und Umschläge zu machen... Joseph muß in die Apotheke reiten... Ich will ihm meine Weisungen geben... ich komme gleich wieder.

— Meine Herren, sprach er beim Wiedereintreten, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen: Die Viehmagd hat um Mitternacht einen furchtbaren Schrei gehört, der vom Teiche kam. Das muß im Protokoll, das ich nun aufsetzen will, erwähnt werden.

— Was für ein Protokoll? frug ich.

— Das Protokoll über das denkwürdige Ereigniß dieser Nacht... Sie werden wissen, mein Herr, daß ich in dieser Gegend der offizielle Korrespondent einer Gesellschaft bin, die das Studium und die Bestätigung der Erscheinungen aus der Geisterwelt zum Zwecke hat. Die Gesellschaft zählt zu ihren Mitgliedern Abgeordnete, Senatoren, zwei Landrichter, mehrere Mitglieder des Instituts und, unter uns gesprochen, den Kaiser selbst, wie mir neulich ein Freund anvertraut hat, der mit der Prinzessin Vacciochi intim bekannt ist. Ich würde meiner Pflicht nicht nachkommen, wollte ich keinen Bericht über die außergevöhnlichen Vorfälle im Schloß Kermolek einsenden... Herr Ernst, darf ich Papier, Federn, Tinte begehren?

Der Heilkünstler rückte den Tisch neben das Bett, zog ein Paar blaue Brillen aus der

Tasche, die, auf seiner rothen Nase sitzend, ihm ein seltsames Aussehen gaben. — Joseph, sagte er, hat mir alles erzählt, ich muß es aber aus Ihrem eigenen Munde hören, damit der Bericht authentisch werde... Erinnern Sie sich wohl... wir dürfen nichts vergessen... die geringsten Einzelheiten verdienen hier eine Erwähnung.. Bedenken Sie, meine Herren, daß dieses Proto^{oll} ein Denkmal für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts abgeben wird.

Nun fragte er nach meinem Namen, Vornamen, Alter, Geburtsort, Stand, und begann zu schreiben. Ich konnte nicht umhin, von dem in der Kapelle bemerkten Licht zu reden; denn dieser Vorfall schien mir nicht mehr so natürlich, wie am Abend. Da mein Herunterfallen sich durch einen Fehltritt erklären ließ, so ahnte ich die Klugheit meines Freundes nach und erwähnte das gespannte Seil nicht. Im übrigen gab ich meine Erinnerungen genau wieder. Von Zeit zu Zeit ließ der Arzt seine Feder ruhen. „Ich will Sie nicht ermüden, sprach er, es hat keine Eile, wir haben Zeit.“ Dann stand er auf, besuchte die auf dem Kamin stehende Cognacflasche, stellte sich mit verschränkten Armen vor Dumoulin hin: „Ein Vorfall! ein Ereigniß! Sind Sie jetzt überzeugt?“ meinte er mit wichtiger Miene.

Als ich von meinem Heruntertappen im finstern Hausgang erzählte, unterbrach er mich plötzlich: — Nicht so, mein Herr, rief er, denken Sie genau nach.. Sie sprechen nicht von dem andern Gespenst, das an der Thüre des blauen Zimmers auf Sie lauerte und Sie die Treppe herunterstürzte.

Da wurde mir klar, daß Joseph von dem Seinigen hinzugethan hatte, und Ernst war mir Zeuge, daß ich nie von einem zweiten Gespenst geredet hatte. — Schließlich, sagte der Doktor, ein Gespenst mehr oder weniger, das hat keine Bedeutung... Wir haben eines, das genügt... ein authentisches... Niemand wird es uns abstreiten...

Der Bericht war fertig, als Joseph aus der Apotheke kam. Der gute Doktor, dem ich für die treffliche Pflege dankbar bin, wollte selbst die Blutegel setzen, die Pflaster und Umschläge auflegen; dabei hatte er das Zartgefühl und die Behutsamkeit einer Krankenschwester. — Babette hat von Fleischbrühe gesprochen, sagte

er vor seinem Weggehen zu mir; wenn Sie Lust darnach haben, so steht nichts im Wege.

Vor allem hatte ich Ruhe nöthig und wollte schlafen. Als ich allein war, versuchte ich die Augen zu schließen und den Schlaf zu rufen; er kam nicht. Ich litt an allen Körpertheilen und konnte keine Bewegung machen, ohne mir weh zu thun. Mit Vergnügen hatte ich Paris verlassen, um mit meinem alten Schulkameraden einige Zeit in der Bretagne zu verleben, und da war ich nun auf das Schmerzlager hingestreckt. Ich dachte auch an Straßburg, an meine Eltern, an unsere trauten Familienkreise, an meine Freunde auf dem Café Adam. Dann kam mir wieder die Erscheinung aus dem blauen Zimmer in den Sinn. Zeitweise machte ich mir Vorwürfe: „Du hattest kein kaltes Blut, was hattest du denn zu fürchten? Sie sah doch so böß nicht aus, vielleicht hätte sie gesprochen, vielleicht hättest du Gelegenheit gehabt, eine Stimme aus der andern Welt zu hören.“

Da ergriff mich ein Schauer beim Gedanken, daß der Geist mich hören und mir wieder erscheinen könnte. Auf einmal ging die Thüre auf, und herein trat — Ernst.

— Ich habe alles entdeckt, sprach er: alles ist aufgeklärt. Lieber Freund, verzeih mir! Wenn du jetzt leidest und da liegen mußt, so ist es meine Schuld. Ohne das verhängnisvolle Seil hättest du lediglich einen nächtlichen Spaziergang gemacht, im Hemd und barfuß, und jetzt würdest du der erste ob des Abenteurers lachen... Von einem Gespenst kann keine Rede sein... .

— Du wunderst dich! Die Erscheinung habe ich doch gesehen, genau gesehen... es war kein Traum.

— Ich will dir bloß sagen, daß ich nach der Abreise des Arztes nach dem verfluchten Seil gesehen und es entfernt habe. Dann bin ich die Treppe hinaufgestiegen, und sofort war mir ein Theil des Vorganges klar: Der Sturm wüthet draußen. Joseph hat gestern den Hausgang gelüftet und am Abend das Fenster nicht geschlossen. Der Wind hatte also Einlaß. Da er heftig war, stieß er die Thüre des blauen Zimmers auf und die Stühle stürzten übereinander. Das war die Ursache deines ersten Schreckens. Weiter: an der Wand des Haus-

ganges hängen zwei Fischergerten, ein Säbel der Nationalgarde, ein paar Kappiere, ein Jagdhorn, eine Ambrust, eine Zither, und was weiß ich noch. Das Zeug war vom Wind in Bewegung gesetzt, und hat das Geklirr und den Teufelslärm hervorgebracht. Ferner: Vor meiner Reise nach Paris hatte ich dort oben die Reparatur eines Schlafzimmers, das eine neue Tapete und einen neuen Plafond haben muß, begonnen. Auf einen Tisch im Hausgang wurden verschiedene Gegenstände aus dem Zimmer niedergestellt, ein Waschgeschir, eine Wasserflasche, eine Büste von Louis XVIII., und neben dem Tisch stand eine Doppelleiter. Was ist nun geschehen? Die Leiter hat das Gleichgewicht verloren und den Tisch mit allem, was darauf stand, zusammengeworfen. Das war jenes furchtbare Getöse und Krachen, das du hinter dir gehört hast und das dich dann vollends verwirrt hat.

— Das alles verstehe ich, aber die Erscheinung?

— Die kommt gleich. Ich hatte nie an die Gespenster geglaubt; aber unter dem Eindruck deiner Erzählung wagte ich mich nicht allein in das blaue Zimmer. Ich rief den Joseph, unter dem Vorwand, den Nachttisch und die umgeworfenen Stühle aufzuheben. Babette, von der Neugierde getrieben, kam auch dazu. Dann bin ich in das Zimmer gegangen, habe die Läden geöffnet und sofort habe ich gesehen...

— Was?

— Was ich dir sagen will... Ich sprach dir soeben vom Schlafzimmer, das ich erneuern will. In diesem Zimmer befand sich ein großes Portrait, in Lebensgröße, der Mutter oder Großmutter des letzten Kermolek. Es ist sehr gut erhalten und muß von einem geschickten Maler hergestellt sein: das Gesicht ist wie lebend mit schönen blauen Augen, die einen gleichsam anschauen. Als ich auf die Reise ging, sagte ich den Arbeitern, sie sollten das Portrait in das Nachbarzimmer tragen; da ich ihnen aber den Schlüssel zu geben vergaß, so trugen sie es in das blaue Zimmer, dessen Thüre unverschlossen war. Dort steht es an der Wand, gerade dem Bett gegenüber. Wie kommt es, daß du es beim Schlafengehen nicht gesehen hast? Aber ich erinnerte mich, daß du, wie du mir erzählt hast, vor dem Schlafengehen die Kerze nicht

angezündet hattest und daß das Laternchen sich in der größten Unsauberkeit befand. Um mich selbst zu überzeugen, schloß ich die Läden und zündete die Laterne an. Da zeigte es sich, daß das Bild beinahe nicht sichtbar war. Dann zündete ich die Kerze an und wurde von der Wirkung betroffen: das Portrait war deutlich sichtbar, und ich begreife die Bestürzung, die dich bei der damaligen Gemüthsstimmung ergriffen haben muß. Ich bedaure nur, daß das Umfallen des Nachttisches dich nicht veranlaßt hat, dich vom ersten Schrecken zu erholen. So siehst du denn, theurer Freund, das Gespenst hat bloß in deiner Einbildung existirt.

— Und was haben Joseph und Babette gesagt? Die werden mich wohl auslachen. Der Umgegend werde ich ganz gewiß zum Gespötte.

— Sei ohne Furcht. Du kennst die Leute nicht. Babette hat mir wörtlich gesagt: „Nie, Herr Ernst, werden Sie uns, mir und dem Joseph, dem Coudal und Herrn Lemanion, noch irgend einem Bretagner einreden, daß hinter dem Unglück Ihres Freundes nicht etwas anderes steckt. In Ihren Aufklärungen sagen Sie nichts von dem Geiste, der hinter diesem Portrait stand. Ich habe einmal sagen hören, daß man des Nachts nie das Bild einer verstorbenen Person anschauen soll: sie wird dadurch herbeigerufen.“

Erst nach mehreren Wochen war ich soweit hergestellt, daß ich die Reise nach Strassburg antreten konnte. Im folgenden Jahre verheirathete sich mein Freund im Süden. Anno 1859 verkaufte er sein Schloß, das seither durch einen Brand zerstört wurde. Im vorigen Winter ist er gestorben. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief gefunden, den er mir am 5. September 1858 geschrieben und in dem es heißt: „Meine Frau kann sich hier nicht angewöhnen. Sobald ich einen Käufer für Kermolek finde, gehen wir in den Languedoc, wo sie ihr Erbe hat. Dieser Tage haben wir Babette begraben. Oft hatte sie von dir gesprochen, sie sagte: Der arme Herr ist nie wieder gekommen, denn die Dame im blauen Zimmer hatte ihm gesagt, daß er sogleich sterben würde, wenn er den Fuß wieder in das Schloß Kermolek setzen würde.“

* * *

Prozeß und Tod des Marschalls v. Viron.

(Mit einer Abbildung.)

Der Marschall v. Viron war eine der außergewöhnlichsten Erscheinungen und sein klägliches Ende eines der tragischsten Ereignisse der Regierung Heinrich's IV.

Karl v. Gontaut v. Viron, Sohn von Armand v. Viron, dem eine Kanonenkugel bei der Belagerung von Eprenay den Kopf mitgenommen, war geboren im Jahre 1562. Bei den bürgerlichen und religiösen Kriezswirren jener Zeit fand er bald Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde hervorzuthun. Im vierzehnten Jahre wurde er bereits Oberst der Schweizer, welche in der französischen Armee dienten. Mit einem feurigen Muth: und einer seltenen Unerfrockenheit verband er große Geistesfähigkeiten. Heinrich IV. gewann ihn lieb, überhäufte ihn mit Ehren und rettete ihm das Leben bei der Schlacht von Fontaine-Francaise, wo der König von Frankreich an der Spitze von hundert Reitern dicke Schwadronen des feindlichen Heeres in wildem Sturm durchbrach. Im Alter von zweiunddreißig Jahren ward er Marschall von Frankreich. Dann wurde er Gouverneur in Burgund, Herzog und Pair. Allein auf dem Gipfel des Glückes angelangt, vergaß er die vielen Günstbezeugungen und setzte der Wohlgeniegtigkeit seines Herrn und Königs den häßlichsten Umdank entgegen.

Von unbändigen Ehrgeiz und maßlosem Stolz beseelt, war er prunksüchtig und stets geldbedürftig; er widersprach sich oft selbst und bekundete große Unvorsichtigkeit im Reden und Handeln; in Religionsachen war er vollkommen gleichgültig, glaubte hingegen an die Sterndeuter und Horenmeister und hatte, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, mehr Zutrauen zum Teufel als zu Gott. Er verwickelte sich unsinnigerweise in ruchlose Intriguen gegen seinen königlichen Meister und Wohlthäter. Indem er die von ihm geleisteten Dienste gar zu hoch anschlug und sich für allzuwenig belohnt hielt, weil Heinrich IV., der mit den öffentlichen Geldern sparsam umging, seinen Geldforderungen nicht immer entsprach, ließ er sich von Beauvais v. Laffin, einem spanischen Geheimagenten, gewinnen. Spanien suchte näm-

lich, trotz des neulich geschlossenen Friedens, neuen Aufruhr in Frankreich anzustiften, in der Absicht, Nutzen daraus zu ziehen. Viron versprach, sich den Rebellen anzuschließen, falls solche sich erheben würden. Durch Laffin's Vermittlung trat er auch in Verkehr mit dem Herzog v. Savoie, einem andern Feind Frankreichs, der ihm die Hand einer seiner Töchter mit herrlicher Mitgift versprach und ihm Hoffnungen machte, daß man ihn zum Landesherrn von Burgund, das er bloß als Gouverneur verwaltete, erheben würde.

Heinrich IV., wegen seiner Verhehlung mit Marie de Medicis in Lyon weilend, hatte eine Erklärung mit ihm bezüglich jener Treibereien, die nicht ganz geheim hatten bleiben können. Viron bekaunte einen Theil seiner Vergehen und erhielt, um seiner Reue willen, Verzeihung vom König. Das hinderte ihn nicht die strafbaren Intriguen wieder aufzunehmen. Heinrich IV. machte ihn auf die umlaufenden Gerüchte aufmerksam und rieth im dringend an, mit Laffin abzubrechen. Um ihm einen neuen Beweis seiner Freundschaft zu geben, sandte er ihn mit dem Auftrag nach London, der Königin Elisabeth seine Hochzeit kundzuthun.

Nach seiner Rückkehr aus England zog sich der Marschall auf sein Burgund'sr Gouvernement zurück. Heinrich IV. erhielt aber bald wieder Nachricht von seinen Umtrieben: Viron hatte nicht nur seine Zettelien mit fremden Mächten fortgesetzt, sondern nahm auch Antheil an einer Verschwörung des Grafen von Auvergne, des Herzogs von Bouillon und anderer großen Herren, die der Aristokratie ihre frühere Macht wiederzugeben und beim Tode des Königs den jungen Dauphin (sp. Ludwig XIII.) der Krone zu berauben im Sinne hatten.

Heinrich IV., von einer Erkaltung zwischen dem Marschall und Laffin wissend, berief den letztern in's Schloß nach Fontainebleau und versprach ihm seine Begnadigung mit dem Beding, daß er alles offenbare, was er von den im Inlande wie im Auslande angezettelten Meutereien wisse. Laffin entdeckte alles. Der König schrieb alsobald an seinen Freund und Minister Sully: „Kommen Sie eiligst zu mir wegen einer Sache, die wichtig ist für meinen Dienst, für Ihre Ehre und die gemeinsame Zufriedenheit von uns beiden.“

Sully wurde beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Herzog v. Villeroi und dem Kanzler v. Bellièvre die Aussagen Lafins entgegenzunehmen. Derselbe lieferte die Briefe aus, welche der Marschall ihm mit der Empfehlung geschrieben hatte, daß er sie verbrennen würde. Diese Briefe enthielten den materiellen Beweis von Viron's Verräthereien.

Dieser letztere wurde sofort ersucht, an den Hof zu kommen, und auf Befehl schrieb ihm gleichzeitig Lafin, daß er nichts geoffenbart hatte. Unter verschiedenerlei Vorwänden entsprach er nicht sogleich der Einladung. Erst auf einen sehr wohlwollenden Brief Heinrichs IV. entschloß er sich zur Reise nach Fontainebleau, wo er am 12. Juni 1602 ankam. Bei seinem Eintritt in's Schloß küßte ihm Lafin auf Befehl des Königs zu, daß dieser von nichts wisse.

Heinrich IV., dessen edelmüthige Seele jeder Härte abgeneigt war, hatte vor ihm abermals zu verzeihen, verlangte aber diesmal ein freimüthiges Geständniß seines ganzen Verraths und das Zeichen einer aufrichtigen Reue. Viron, überzeugt daß seine Briefe durch Lafin zerstört worden seien und daß kein materieller Beweis gegen ihn vorliege, antwortete übermüthig auf die Fragen des Königs und auf dessen Begnadigungsanerbieten, daß er keine Gnade brauche und daß er Gerechtigkeit fordere gegen seine Ankläger. Umsonst drangen Sully und der Graf v. Soissons, Vetter des Königs, in ihn, daß er sein Unrecht doch eingestehen möge. „Er dauert mich, sprach Heinrich IV. zu Sully; ich möchte ihm verzeihen, alles Vergangene vergessen und ihm mehr als je Gutes thun; allein ich fürchte, daß er, nachdem ich ihm verziehen habe, weder mir noch meinen Kindern noch meinem Staate verzeihe.“ Die milde Stimmung des Königs wurde stark bekämpft durch die Königin, die ihn flehentlich bat, an das Wohl seines Sohnes zu denken.

Am 13. Juni Abends nahm er den Marschall beiseite und machte einen letzten Versuch, ihm Reue beizubringen. „Herr v. Viron, sprach er zu ihm, Sie wissen, daß ich Sie lieb hatte, bekennen Sie mir die Wahrheit, und ich werde Ihnen verzeihen.“ Der Marschall verharrte in seinem Ableugnungssystem. „Ich sehe daß ich von Ihnen nichts erfahre, versetzte dann

Heinrich IV., vielleicht erfahre ich mehr vom Grafen v. Auvergne. Adieu!“

Es war Mitternacht. Viron hatte kaum des Königs Zimmer verlassen, als der Gardehauptmann Vitri mit einem Duzend Soldaten und Bogenschützen seine Verhaftung bewerkstelligte. Zu gleicher Zeit nahm ein anderer Gardehauptmann, Braslin, den Grafen v. Auvergne in Haft. Beide Verhaftete wurden nach Paris geführt und in die Bastille eingesperrt.

Das Parlament, bei dem Viron's Prozeß anhängig gemacht war, setzte eine Kommission ein zur Uebernahme des Untersuchungsverfahrens. Der Marschall behauptete anfänglich seine Unschuld und erklärte die gegen ihn erhobenen Anklagen für gehässige Verleumdungen. Groß war sein Staunen, als man ihm seine Korrespondenz mit Lafin unterbreitete: er hatte gemeint, dieselbe wäre verbrannt.

Jetzt demüthigte er sich und bat den König flehentlich um Gnade. Seine alte Mutter schrieb einen rührenden Brief an Heinrich IV. Seine Brüder, Schwäger und andere Verwandten legten Fürbitte für ihn ein. Der König empfing sie mit Wohlwollen, antwortete ihnen aber, daß er „um seiner Kinder und seines Volkes willen den Lauf der Gerechtigkeit nicht zu hemmen“ vermöchte. Als Viron dem Lafin gegenübergestellt wurde, konnte er seine Wuth nicht bezähmen, überhäufte seinen frühern Vertrauensmann und jetzigen Verräther mit Schimpf und Schande, warf ihm vor, daß er ihn gegen den König aufgestachelt hatte durch Lug und Betrug, durch Arglist und Zauberei. Insbesondere beschuldigte er ihn, eine sprechende Wachsfigur ihm gezeigt zu haben, die Heinrichs IV. Tod gemeldet hatte.

Die Pairs Frankreichs, zu zweien Malen berufen zur Theilnahme an der Urtheilsfällung, lehnten sämmtlich ab, und die ihnen im Parlament reservirten Plätze blieben leer stehen. Die einen entschuldigten sich wegen Verwandtschaft mit dem Marschall; andere schoben Zwifligkeiten vor, die sie mit ihm gehabt hätten; die übrigen nahmen Krankheit oder Unwohlsein zum Vorwand. Der Fortgang des Prozesses wurde aber dadurch nicht aufgehalten.

Am 27. Juli wurde Viron zu Schiff mit einer starken Eskorte ins Palais geleitet, wo das Parlament versammelt war. „Beim Ein-

tritt in den Sitzungsaal, sagt eine Denkschrift jener Zeit, war er zuerst etwas erschüttert, faßte aber wieder Muth und beantwortete mit Zuversicht die Fragen des Kanzlers, der ihn neben sich auf ein niederes Bänkchen sitzen und zwei lange Stunden dort aushalten ließ.“ In seiner Vertheidigung stützte er sich darauf, daß seine gefährlichsten Briefe vor der zu Lyon erhaltenen königlichen Begnadigung geschrieben waren. Es wurde ihm entgegengehalten, daß sein damaliges Geständniß unvollständig und nicht aufrichtig gewesen, und daß er sich deshalb auf die Rechtswohlthat jener Begnadigung nicht berufen könne. Am Montag, den 29. Juli, fällt das Parlament ein Urtheil, wonach er auf dem Greveplatz enthauptet und alle seine Güter confiscirt werden sollten. Die Familie des Marschalls erlangte vom König, daß man ihm die Schande einer öffentlichen Hinrichtung spare und daß seine Enthauptung nicht auf dem Greveplatz, der gewöhnlichen Stelle der Vollstreckung der Todesurtheile, sondern im Innern der Bastille vor sich gehen würde.

Wir lassen über Viron's letzte Augenblicke hier folgen, was wir in den merkwürdigen Mémoires-Journaux finden, wo Pierre de l'Estoile die großen und kleinen Ereignisse seiner Zeit Tag für Tag erzählt :

„Am 31. Juli 1602, gegen 11 Uhr vormittags, hielten der Herr Kanzler und der Herr Erste Präsident, in Begleitung der Herren Civil- und Criminalrichter, des Municipalvorstehers und vier Stadtschöffen, des Amtshauptmannes Rappin und Einiger von den Seinen, des Ritters Duguet und Etlicher aus seiner Compagnie, des Obergerichtsekretärs Boisin, eines halben Duzend Gerichtsdiener und mehrerer Anderen, ihren Einzug in die Bastille, wo sich die Herren Magnan, Hofprediger und Pfarrer zu Saint-Nicolas-des-Champs, und Beichtwater Garnier befanden, um Herrn v. Viron zu ermuntern, daß er an sein Gewissen denken und sich auf den Tod vorbereiten möchte; davon wollte er aber durchaus nichts wissen, da er nicht glauben konnte, daß er hingerichtet würde. Diese Herren traten in das Zimmer, wo sich der Marschall befand und drei oder vier Kalender vor sich hatte, um den Mond, den Tag, die Zeichen und andere Dinge der gerichtlichen Sterndeuterei zu beob-

achten. Der Herr Kanzler trat ihm näher, grüßte ihn und forderte von ihm die Herausgabe des Sanct-Michaels-Ordens. Viron weigerte sich anfänglich, zog ihn aber dann aus der Hosentasche und übergab ihn. Hierauf trennte man das Heilig-Geist-Kreuz von seinem Mantel ab, und es folgten die Ceremonien der Degradation eines Marschalls.

„Sodann erklärte ihm der Herr Kanzler, daß sie auch gekommen waren, um ihm sein Todesurtheil vorzulesen und dasselbe vollstrecken zu lassen. Nachher sprach der Gerichtsschreiber zu ihm: „Herr, nehmen Sie die gebührende Haltung ein, d. h. knien Sie nieder.“ Als er beim Lesen des Urtheils an die Worte kam „Weil er gegen die Person des Königs und seinen Staat eine Verschwörung angestiftet hat“, unterbrach ihn Herr v. Viron und sagte: „Das ist nicht wahr!“ Bei den anderen Worten: „Am am Greveplatz auf dem Schaffot, das dort errichtet werden wird, enthauptet zu werden“, rief er aus: „Am Greveplatz! das ist die schöne Belohnung für meine Dienstleistungen, daß ich schimpflich vor aller Welt sterben muß!“ Darauf nahm der Kanzler das Wort: „Mein Herr, sprach er, der König hat Ihnen die Gnade gewährt, um welche Sie durch Ihre Verwandten gebeten hatten, nicht auf dem öffentlichen Plage zu sterben; deshalb wird Ihre Hinrichtung hier in der Bastille stattfinden.“

„Ist das die Gnade, die er mir erzeigt!“ erwiderte er. O der Undankbare! Milde und Barmherzigkeit hat er nie gekannt! Hat es je einmal den Schein gehabt, als sei sein Herz der Erkenntlichkeit und Schonung zugänglich, so geschah dies aus Furcht. Und er fügte noch einiges bei, das einer edeldenkenden Seele nicht würdig war. Warum, rief er aus, verzeiht er mir nicht, da er doch vielen anderen verziehen hat, die ihn mehr beleidigt hatten, als ich?“ Er nannte Herrn v. Epemon: „Wie vielmals hat nicht dieser ihm geschadet und ihn verrathen?“ Er nannte auch Herrn v. Mayenne, dem gegenüber der König auch großmüthig gewesen sei. Er erwähnte dann die Hinrichtung des Grafen v. Esfer, des einstigen Günstlings der Königin von England, die ihn begnadigt hätte, wenn er darum hätte anhalten wollen. Und warum, fuhr er fort, verzeiht man mir

nicht, der ich so demüthig darum bitte, ohne die Verdienste meines Vaters selig und die meinigen in Betracht zu ziehen?

„Als man die Stelle des Urtheils „Alle seine Güter confiscirt“ verlas, erläuterte der Kanzler, daß Seine Majestät die eingezogenen Güter seinen Verwandten schenkte, mit Ausnahme des Herzogthums von Viron, das der Krone annektirt werde. Darauf erwiderte er: „Der König stützt sich auf Geringes, so groß ist sein Haß gegen mich. Was! man bringt mich um auf Grund der Aussage eines Herenmeisters, des größten Zauberers von der Welt, der meinen Ehrgeiz zu meinem Verderben ausgenüht hat, der mir oft den Teufel gezeigt hat, der sogar durch ein Wachsbild redete, welches deutlich die Worte ausgesprochen hat: Gottloser König, wie das Wachs schmilzt, so wirst du zerrinnen.“

„Hierauf brach er in Schimpfereien gegen den Herrn Kanzler aus, den er einen ungerichten, treu- und ehrlosen Menschen nannte, einen Klotz, ein Gypsbild, eine Grofnase, weil er ihn ohne Ursache zum Tode verurtheilt hatte; er berief ihn nach Jahr und Tag vor Gottes Richterstuhl, um über sein Urtheil Rechenschaft abzulegen. Indem er so sprach, maß er das Zimmer in großen Schritten ab, mit verworrenen und gräßlichen Blicken. Komödiant! Komödiant! schrie er oft.

„Dann sprach er vom Könige und von sich selbst: Nun denn! so werde ich sterben, ohne Gnade gefunden zu haben; so aber hat er mein Geheimniß nicht ganz erfahren und wird es niemals erfahren!

„Dem Pfarrer Magnan und dem Beichtvater Garnier, die ihn fortwährend mahnten, zu Gott zu beten und an sein Gewissen zu denken, antwortete er, er habe das schon längst gethan und es gehe ihn allein an.

„Nach den heftigen und unbesonnenen Auslassungen sprach er auch von seinen eigenen Geschäften, von seinen Schulden, von seinen Ausständen; er sei dreißigtausend Gulden schuldig, habe aber fünfzigtausend im Schloß zu Dijon zum Bezahler.

„Dann frug er auch nach v. Rosny (Sully), und da ein Sekretär desselben sich vorstellte, sprach er zu ihm: Sagen Sie Hrn. v. Rosny, daß ich stets sein guter Freund und Diener gewesen

bin, und daß ich als solcher sterbe; daß er betrogen worden ist von denjenigen, die ihm vormachten, daß ich ihn habe um's Leben bringen wollen; ich habe, im Gegentheil, immer den Willen gehabt, ihm dienstbar zu sein. Ich empfehle ihm meine beiden Brüder und bitte, daß der jüngere dem Dauphin zur Dienstleistung beigegeben werde, und alle meine übrigen Verwandten seien ihm anempfohlen. Ich wünsche, daß er ihnen zu verstehen gebe, sich auf einige Zeit vom Hofe fernzuhalten.

„Er nahm vom Finger einen Ring, den er dem genannten Sekretär übergab, welcher ihn der Gräfin v. Roussi, seiner Schwester, bringen sollte, damit sie ihn aus Liebe zu ihm ihr ganzes Leben lang trage. Einen andern Ring gab er dem Hauptmann der Bastille, der gegenwärtig war.

„Da der Mensch so unzeitgemäß nur an die Dinge dieser Welt dachte, trat der Scharfrichter in das Zimmer und meldete, daß die Stunde vorüber war und daß man gehen sollte. Herr v. Viron erwiderte: So laßt uns gehen! gehen! Indem er die Treppe herunterstieg, traf er den Zivilrichter, zu dem er sagte: Herr Richter, Sie haben schlechte Leute um sich; wenn Sie nicht aufpassen, so wird es Sie den Kragen kosten. Damit meinte er Herrn v. Lafin.

„Als er sich dem Blutgerüst näherte und die Zuschauer, etwa siebzig an der Zahl, einigen Lärm verursachten, sprach er: Was haben denn so viele Lumpen und Spitzbuben hier zu thun? Wer hat sie daher gerufen und was machen sie für einen Lärm?

„Es waren bloß vornehme und ehrliche Leute dort. Dann bestieg er das Schaffot, begleitet vom Pfarrer Magnan und vom Beichtvater Garnier, sowie von einem Diener, der ihn im Gefängniß bedient hatte, und vom Scharfrichter. Als dieser letztere Hand an ihn legen wollte, sprach er zu ihm, er solle hinten an ihn stehen, ihm sagen, was er zu thun habe, und ihn anders nicht anrühren, als mit dem Schwerte.

„Hierauf zog er sein Wams aus und gab es dem Diener. Sodann präsentirte ihm der Scharfrichter ein Taschentuch, um die Augen zu verbinden. Er wollte aber lieber das seinige gebrauchen; da dieses zu kurz war, beehrte er dasjenige des Scharfrichters. Er band sich die Augen zu und kniete nieder, stand aber gleich